



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

∴ Ein übersehener Liedersänger.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

viel südlicher lag, als die Nordspitze des arabischen Meerbusens, das südliche Gedrosien, Indien; der Parallel von Alexandria Mauretanien, die südlicheren Gebiete von Karthago und Kyrene, Unterägypten, Syrien, das mehr östlich als nördlich gestreckt erschien, Babylon, Susiana, Persien, Karmanien, das obere Gedrosien, Indien; der Parallel von Rhodus (Athen) die Meerengen von Gibraltar und Messina, die Südspitzen Griechenlands, Rhodus, die Südküste von Kleinasien und alle Länder am Südrande der Fortsetzungen des Taurusgebirges, das wie bei Dicäarch unter verschiedenen Namen (Paropamisus, Emodus, Imaus, bei den Macedoniern im allgemeinen Kautasus genannt) in paralleler Richtung bis an den äußersten Ostrand reichte, also das südliche Armenien und Medien, Drangiane, Arachosien, das Paropamisadenland, das nördliche Indien. Der Parallel von Byssimachia (Hellepont) ging am Nordrande des genannten Gebirges hin durch die Nordküste Kleinasiens, den Ueberlandweg bis zum kaspischen Meere, über die Südküste desselben durch Hyrkanien, Parthien, das nördlichste Arien, Baktrien, Sogdien, dessen nördlichere Lage den Alten entgangen war, und das Sakenland. Den weiteren Verlauf dieser Parallelen und der nördlichsten erfahren wir nicht, da man in späterer Zeit dem Eratosthenes besonders die Kunde von Europa absprach. Vom Verlaufe der Meridiane läßt sich außer dem des Hauptmeridians von Rhodus nur erkennen, daß der Meridian des Indus Baktrien durchschnitt, der Meridian der kaspischen Thore zugleich die Mündung des persischen Meerbusens berührte, der von Thapsakus etwa die Mitte zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere traf, und daß der Meridian von Karthago auch für die Meerenge von Messina, für Rom und für die an der Südküste Libyens gesuchte Insel Kerne galt.

(Schluß folgt.)

Ein übersehener Liederfänger.

Durch Zufall kam mir kürzlich ein Liederband in die Hände, der mich durch seinen schlichten Titel und sein einfaches Gewand anheimelte. Liederbuch von Otto Scherzer. Ier Theil. Nördlingen. C. H. Beck'scher Verlag — so lautete die Aufschrift, und der simple graucartonierte Band mit dem rothen Sarsenetrücken erinnerte mich an die alten, lieben Ludwig-Richter-Mappen, die vor zwanzig Jahren der Schmuck und die Freude jedes gebildeten deutschen Hauses waren und jetzt durch die goldstrotzenden „Prachtwerke ersten

Ranges, illustriert von ersten Künstlern“ verdrängt sind. Wie alt der Band wohl sein mag? Ja, wer das sagen könnte; der Musikalienhandel hat ja die Unart, keine Jahreszahlen auf seine Publicationen zu setzen. Aber nach der Ausstattung zu schließen, auch nach dem aus gothischer und Antiquaschrift gemischten Titel, der heute mit Recht für ein ästhetisches Verbrechen gelten würde, mag der Band leicht seine zwanzig Jahre hinter sich haben.

Ich schlug auf — und Welch einer gewählten Gesellschaft von Liedertexten stand ich gegenüber! Goethe, Goethe, und immer wieder Goethe, dazwischen ein paar von Uhland, Mörike, Kerner und Lenau, zusammen 25 Lieder. Wer die Hand nach solchen Texten ausstreckt, sagte ich mir, kann kein gewöhnlicher Geist sein. Unsere Dugendcomponisten von heute ringen nicht mit Goethe und Uhland, sie schöpfen aus irgend einer Goldschnittanthologie, in der von den vorliegenden Gedichten vielleicht kaum zwei oder drei zu finden sind. Und so fing ich denn tapfer zu singen und zu spielen an und verschlang die schönen deutschen — nicht gestochenen, sondern in kräftigem Typensatz hergestellten — Notenseiten eine nach der andern, sang mein Liederbüchlein vorwärts und rückwärts durch und fragte schließlich: Wie ist es möglich, daß dir altem Liederjäger, der seine Neze doch nach allen Seiten hin aufgespannt hält, dies Liederbuch so lange hat entgehen können?

Die Welt ist mit Recht mißtrauisch geworden gegen nachträgliche Rettungen. Das Wort Luthers: „Ist das Werk aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen“ gilt schließlich auch in der Kunst. Ein Werk, das aus echt künstlerischer Begeisterung und Schöpferkraft hervorgequollen ist, wird und muß seinen Weg finden durch alle Gleichgiltigkeit des großen Haufens und alle Frechheit der Reclame hindurch; ein Werk, dem dies nicht gelingt, ist eben „werth, daß es zu Grunde geht.“ Wie lange hat es gedauert, bis Robert Schumann ins Publicum hineingewachsen ist! Wie langsam erweitert Brahms den Kreis seiner Freunde! Und doch gehört ihnen die Zukunft, so gewiß wie Beethoven erst nach seinem Tode angefangen hat zu leben. Still und stetig brechen sie sich von innen heraus ihre Bahn, ohne Reclame und trotz aller Reclame, die nur das Gewöhnliche anpreist. Aber es fehlt doch auch nicht an Ausnahmen. Wie mancher, der es verschmäht, sich vorzudrängen, wird jahrelang überhört in dem tausendzüngigen Geschrei der Reclame! Hier und da achtet ein einzelner auf ihn, lernt ihn lieben und wirbt ihm Freunde, aber das bleibt ein kleiner, enger Kreis. Eine ganze Reihe der köstlichsten Bücher könnten wir nennen, die dieses Loos gehabt haben. Jahrzehnte lang verkauft der Verleger an einer einzigen Auflage.

Ich glaube, daß auch Otto Scherzer unter diese Ausnahmen gehört und es verdient, daß man einmal nachdrücklich auf ihn hinweise. Es ist keine durch-

weg eigenartige und geschlossene künstlerische Persönlichkeit, die in den fünf- und zwanzig Nummern seines Liederbuches uns entgegentritt, aber jedenfalls hat er an den größten und edelsten Vorbildern sich genährt. Mehr als einmal haben mir beim Durchsingen seiner Lieder die größten Namen auf den Lippen geschwebt. Bei aller Stärke der Empfindung haben sie so gar nichts modernes, nervös aufgeregtes oder grübelndes, bei aller Wahrheit des Ausdrucks nichts verzerrt declamatorisches; es sind vornehme Lieder, aber wirkliche Lieder, einfach und melodisch. Nicht alle stehen auf gleicher Höhe, und unter den bedeutenderen ist es schwer einzelne Nummern herauszugreifen. Neben den beiden Mörrischen („Derweil ich schlafen lag, ein Stündlein wohl vor Tag“ und „Auf ihrem Leibrößlein, so weiß wie Schnee“), von dem das letztere mit seiner süßen Weise und dem wiegenden Rhythmus seiner Begleitung an C. M. von Weber erinnert und neben der Schumannschen Composition desselben Textes getrost sich hören lassen darf, sind es namentlich eine Anzahl von den Goethischen, die ich rasch ins Herz geschlossen habe. Zart und voller Seele sind die beiden Mignonlieder („Kennst du das Land“ und „So laßt mich scheinen, bis ich werde“), ungemein grazios das Friederikenliedchen „Kleine Blumen, kleine Blätter“; für die Perlen der ganzen Sammlung aber halte ich — ich kann's nicht bergen, andern wird es vielleicht anders ergehen — den Goethischen „Sänger“ („Was hör' ich draußen vor dem Thor“ und das merkwürdige, schwer zu erklärende Lied „An den Mond“ („Füllest wieder Busch und Thal“). Den „Sänger“ hat Scherzer nicht so wie Robert Schumann balladenartig durchcomponiert, sondern er läßt, ganz liedmäßig, alle sechs Strophen nach derselben Weise singen. Da ist es nun entzückend, zu sehen, wie wundervoll die Scherzer'sche Melodie mit ihren simpeln paar Wendungen zu jeder Strophe paßt. Doppelt werthvoll wird einem diese Wahrnehmung, weil sie einem ihrerseits wieder die Augen öffnet über die versteckte Gleichmäßigkeit des innern Baues in den einzelnen Strophen des Goethischen Textes, den erzählenden wie denen, die dem Sänger in den Mund gelegt sind. Von jeher sind die Knappheit und Enthaltbarkeit der Darstellung, der innige Anschluß des Strophenbaues an den Gedankengang als Vorzüge gepriesen worden, die diese Ballade Goethes zu einer ganz einzigen, schlechtthin classischen Schöpfung machen; Scherzers Composition erschließt uns dazu noch einen neuen, nirgends beachteten Vorzug. Ich weiß nicht, ob es vielleicht in erster Linie das theoretische Vergnügen dieser Beobachtung ist, das mir gerade dieses Lied besonders lieb und werth gemacht hat, denn im übrigen sind ja die musikalischen Ausdrucksmittel, mit denen es wirkt, sehr einfach. Bei dem zuletzt genannten Liede aber, „Füllest wieder Busch und Thal“, weiß ich bestimmt, daß der unmittelbarste Genuß zu jenem theoretischen Vergnügen hinzukommt, wenngleich das letztere auch hier wieder im Spiele ist; denn

auch hier wieder hat Scherzer mit merkwürdig richtigem Griffe das Lied, das aus neun Strophen besteht, in drei gleiche Theile zerlegt, die nach derselben, völlig ungezwungen dem dreifachen Texte sich anbequemenden Weise gesungen werden.

Eins will ich nicht verschweigen, um denen, die sich um die Lieder kümmern wollen, Enttäuschungen zu ersparen. Nur die kleinere Hälfte von ihnen liegt bequem für den doch nun einmal am meisten verbreiteten Mezzosopran oder Bariton; die größere Hälfte erfordert eine frische, hohe Sopran- oder Tenorstimme. Soll man sie transponieren? Ich möchte nicht dazu rathen. Je charaktervoller ein Musikstück ist, desto inniger ist es ja mit seiner Tonart verwachsen. Nur stumpfe Ohren können das für eine leere Einbildung halten. Der Glanz und Duft, der aus den schwirrenden Fis-dur-Accorden des Schumannschen Frühlingsliedes („Ueberrn Garten durch die Lüfte“) herniederthaut, verschwindet augenblicklich, wenn man das Lied, wie es so häufig unter Dilettanten geschieht, bloß um der unbequemen Tonart auszuweichen, nach F- oder G-dur verlegt. Ähnlich würde es auch einzelnen von den Scherzerschen Liedern ergehen; Transponieren wäre für sie ein Schnitt ins Fleisch. Und noch etwas darf nicht unerwähnt bleiben. Die meisten der Lieder sind nicht leicht, sie erfordern einen ebenso feinfühligem Sänger wie Spieler, und so einfach sie erscheinen, wenn alles aufs beste zusammenklappt, so wenig leicht ist diese einfache Wirkung zu erreichen.

Der Leser sieht also schon: Wer Gumbert, Abt und Rücken singt, der bleibe um des Himmels Willen den Scherzerschen Liedern fern; in Kreisen aber, wo edle Hausmusik gepflegt wird und wo man vor mittelschweren Aufgaben nicht zurückzuschrecken braucht, werden sie eine willkommene Bereicherung des etwa schon vorhandenen Liederregens sein. An sie wendet sich auch dieser so sehr verspätete Empfehlungsbrief.

Wer Scherzer ist? Ob er noch lebt und wo er lebt? Was er treibt? Ja, diese Fragen habe ich selber auch aufgeworfen, habe aber wenig Antwort darauf bekommen. Er soll ein Ansbacher Kind sein, soll, nachdem er Musik studiert, eine Reihe von Jahren als Universitätsmusikdirector in Tübingen gewirkt haben — ein zweiter Robert Franz also — und jetzt, als starker Fünziger, privatistierend in Stuttgart leben. Dazu geht eine dunkle Sage, daß er noch einen reichen Schatz der herrlichsten Lieder zu Hause liegen habe, die er aus Ingrimms darüber, daß nach dem „I. Theil“ nur wenig Nachfrage gewesen, nicht zu bewegen sei zu veröffentlichen. Sollte sich dies bewahrheiten, dann sage ich aus vollster Ueberzeugung: Weg mit dem Groll, und heraus mit den Liedern! Sie sind es sicher werth, daß die Welt von ihnen erfahre.

* * *